

Die Neue Welt

Nr. 7

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Lena wich zurück. „Herr Professor, sagen Sie mir, habe ich denn wirklich nicht schlecht gesungen?“

Er musterte ein klein wenig spöttisch ihr erregtes Gesicht. „Zum Schluß sogar sehr gut, künstlerisch eigentlich viel besser als die Skotoschinska — aber das ist ein Frauenzimmerchen, ha! Wie geschaffen für die Kunst! Macht rapide Karriere! Ihnen“ — er gab plötzlich ihre widerstrebende Hand frei und machte ein kaltes Gesicht — „Ihnen fehlt jedes Auftreten!“

Langsam schritt Lena die Stufen der Seitentreppe hinunter; von unten blies ihr der Nachtwind entgegen; sie fühlte sich so allein. Was er wohl sagen würde? O, wenn sie ihm, ihm wenigstens doch gefallen hätte! Im Konzert war er sicherlich gewesen, gestern hatte er's zugesagt. Ein heißes Gefühl überkam sie plötzlich, trotzdem ihre Glieder in dem dünnen Abendmäntelchen schauerten; sie sehnte sich nach ihm.

„Lena — guten Abend — Fräulein Lena!“

Sie fuhr zusammen, daß sie fast von der Schwelle des Ausgangs heruntergefallen wäre. Da stand er vor der Thür, den Hut in die Stirn gedrückt, das Stöckchen unter'm Arm, bleich, im flackernden Licht der Laterne.

„Ah — Sie!“ Mit einem glückseligen Lachen reichte sie ihm die Hand. Er drückte sie zärtlich und zog ihren Arm fester in seinen. Rechts und links verließen sich die letzten Konzertbesucher — windverwehte Mäntel und flatternde Schleierzipfel. Er fühlte sich ganz allein mit ihr, losgelöst von aller Welt, nur zu diesem Mädchen gehörig.

Sorgsam, ihren Arm an sich drückend, führte er sie zur nächsten Droschke. Sie sprachen nicht, sie kämpften gegen den Wind an, der die schlanken Gestalten umzuknicken drohte.

Er hob sie in die Droschke; wie im Traum ließ sie sich's gefallen, hörte, wie er dem Kutscher die Weisung gab, fühlte, wie er sich neben sie setzte. Sie konnte garnicht denken, hatte nur das eine Gefühl erwartungsvoller Freude, wie sie es als Kind vor Weihnachten gehabt.

Der Wagen rappelte über Pflaster, hinter den angelaufenen Scheiben huschten gelbe Lichter vorüber; jetzt kam Asphalt.

„Lena,“ sagte er erregt und versuchte vergebens, seiner Stimme Festigkeit zu leihen, „Sie, Sie haben gesungen wie ein Engel!“

Und plötzlich lag er vor ihr auf dem Boden des engen Wagens, den Kopf an ihre Kniee gedrückt.

„Lena,“ flüsterste er, und doch klang's ihr wie Bosaumenton, „ich habe Sie lieb, ich habe Dich lieb — Dich, Dich, Dich — zum Sterben!“

Er richtete den Kopf auf und suchte im Dunkel den Blick ihrer Augen. „Lena, sieh mich an“ — er legte beide Hände an ihre Wangen — „hast Du mich lieb?“

Sie nickte; eine unbeschreibliche Seligkeit nahm ihr den Athem, ein unterdrücktes Lachen kam ihr aus der Brust und dann ein krampfhaftes: „Ja, ja, ich hab' Dich lieb, ich bin Dir so gut!“

Sie schlang beide Arme um seinen Hals und zog die Lippen nicht zurück vor seinem Kuß.

Draußen scharfer Wind, der durch die Ritzen des Wagens pfiß; feuchte Nachtkälte und spärlich flackernde Lichter. Innen in dem ratternden Gefährt eine große Seligkeit. Da war kein Gedanke an die Zukunft; warm stieß es aus einem Herzen in das andere, ein köstlicher Strom goldener Hoffnungen.

„Ob sich je zwei Menschen so geliebt haben?“ fragte sie triumphierend, ihr glühendes Gesicht von dem feinen hehend.

„Nein, nein, nein!“ Er küßte sie stürmisch.

„Es giebt keine Liebe gleich der unseren; sie überwindet Alles — o Lena!“

Der Wagen hielt; sie waren schon in der stillen Straße vor dem hochstädtigen Hause.

„Die Mutter!“ sagte sie plötzlich erschrocken und dann gleich darauf mit einem glückseligen Lachen: „Die wird denken, sie träumt; sie glaubt mir's garnicht!“

„Ich komme mit Dir, dann wird sie es Dir glauben. Komm, gib mir Deine liebe Hand!“

Hand in Hand, wie Kinder, die einander führen, gingen sie die Stufen hinan. Noch brannte das Gas auf den Treppen, aber es war schon ganz still im Hause, Niemand begegnete ihnen.

Die letzten Stufen stieg Lena hinan. Sie hatte sich losgerissen, nun zerrte sie stürmisch an der Klingel. Innen Pantoffelschlurren.

„Bist Du's, Lena?“ fragte die ängstliche Stimme der Mutter.

„Ja, ja!“

Die Kette fiel rasselnd, es wurde aufgeschlossen.

„Mein Kind, es ging wohl sehr gut? Die Anna ist zum Kränzchen. Ich — ah!“

Frau Langen wich zurück bis an die Wand des Korridors — was wollte der fremde Herr da hinter ihrer Tochter? Er verbeugte sich tief, er griff nach ihrer Hand.

„Mutter!“ Hastig, mit einer beängstigenden Leidenschaftlichkeit, warf sich ihr Lena an den Hals.

„Mutter, ich bin so glücklich! Da — da ist er“ — sie zog ihn neben sich — „wir haben uns lieb — weißt Du, der Herr, der mich bei Doktor Meuter begleitet hat — der, mit dem ich auch im Herbst gereist bin, und — und — ich bin so glück-

lich, Mutter!“ Sie brach in Lachen und Schluchzen zugleich aus.

„Mein Gott!“ Frau Langen faßte sich an den Kopf, ihre zarten Wangen errötheten tief, rathlos blickte sie den fremden Mann an. „Was ist denn — was — was?“

„Gnädige Frau,“ Bredenhofers hatte augenblicklich gar keinen Begriff von der Merkwürdigkeit der Situation; als habe er keine Sekunde zu verlieren, so sprudelte er hervor: „Gnädige Frau, sagen Sie ‚ja‘ — gnädige Frau, ich kann nicht leben ohne Lena! Gnädige Frau“ — er küßte stürmisch ihre Hand — „legen Sie uns nichts in den Weg — gnädige Frau?!“

Er sah sie stehend, treuherzig aus hübschen, offenen Augen an.

Frau Langen zitterte am ganzen Leib; an ihrem Halse schluchzte krampfhaft die Tochter, ihre Hand hielt der junge Mann und ließ sie nicht los. Einen Augenblick war's ihr, als sei sie irre oder liege im Bette und habe einen tollen Traum.

„Kommen Sie herein,“ sagte sie halblaut, „ich — ich — bitte, treten Sie näher!“

Drinne im gemüthlichen Zimmer brannte die Lampe; auf dem Tisch standen Thee und gestrichene Butterbrötchen für Lena. Die vertrauten Umgebungen gaben Frau Langen einigermaßen die Fassung wieder. Sie fühlte sich Herr in ihrem Hause, aber sie mußte sich schnell setzen, die Kniee wankten ihr.

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ Sie deutete verbindlich auf einen Stuhl und versuchte sich mit kühler Gelassenheit zu wappnen.

„Was wünschen Sie, mein Herr — Herr Bredenhofers, nicht wahr? Meine Tochter hat mir wohl Ihren Namen genannt, aber — wie konnte ich denken?! Lena ist immer so übereilig, so vorschnell, ich — Sie sehen, ich bin vollständig fassungslos! Darf ich bitten“ — sie war jetzt ganz Dame, ganz kühl — „mich etwas aufzuklären!“

„O, nicht so, Mutter! Nicht so!“ Lena stürzte auf sie zu und schmiegte sich an sie. Sie drückte ihre Wange an die der Mutter und flüsterste ihr in's Ohr.

Bredenhofers fing an zu reden, im überströmenden Gefühl war er berebter denn je. Er sprach von der gemeinschaftlichen Reise, vom Wiedersehen bei Meuter, vom heutigen Konzert. Die Worte flossen ihm von den Lippen; er war ein Dichter, als er von seiner, von Lena's großer Liebe sprach.

Frau Langen war gerührt. Sie streichelte der Tochter das Haar und sagte zugleich vorwurfsvoll: „Und ich habe nichts geahnt? Lena, Lena!“

Dann faltete sie die Hände und sah ergebnisvoll drein, die Thränen liefen ihr dabei über's Ge-

sicht. Sie suchte nervös in ihrer Tasche, sprang dann auf und suchte am Nähtisch; endlich hatte sie das Taschentuch, es lag im Strickkorb.

Als sie sich umdrehte, sah sie zwei Augenpaare stehend auf sich gerichtet. Bredenhofer und Lena hatten sich an der Hand gefaßt.

„Mutter!“ sagte Lena nur, und Bredenhofer wie ein Echo: „Mutter!“

Die arme Frau nickte stumm, sie war ganz verstört; und dann faltete sie die Hände: „Gebe der Herr seinen Segen!“

Mit einem Jubellaut umschlangen sich die Beiden und blieben so stehen, mit glühenden Gesichtern, Eins in den Anblick des Anderen versenkt.

Frau Langen mußte an ihren verstorbenen Mann und an ihre eigene Verlobung denken. Da war Alles anders gewesen, garnichts Romantisches. Hier war Poesie. Eine leise, kleine Freude, daß ihre Lena das erlebte, fing an, sich in ihr zu erheben.

Als Bredenhofer zwei Stunden später, gegen Mitternacht, seine Braut verließ, gab ihm sogar die Mutter einen Kuß; sie küßte ihn auf die Stirn und erröthete dabei wie ein schüchternes, junges Ding.

Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er garnicht von seinen Verhältnissen gesprochen hatte, weder von seinen pekuniären noch von seiner Familie.

Sie hatten ihn auch garnicht gefragt.

VII.

Vor ihrem Nähtisch saß Frau Langen und weinte. Nun war Lena schon vierzehn Tage heimlich verlobt — das war so schön! — aber nun war's losgebrochen. Lena selbst saß im Winkel des Zimmers, mit dem Rücken gegen den Ofen; es fror sie und sie hielt sich die Hände vor die Augen. Ihr Gesicht konnte man nicht sehen, doch sagte es die ganze Stellung: sie war trozig. Sie rührte sich nicht, hatte die Beine übereinander geschlagen und herausgezogen; den Oberkörper hielt sie vornüber geneigt.

Mitten an dem Tisch im Stuhl saß Landgerichtsath Langen; er sah müde aus. Neben ihm, die Hand auf seine Schulter gelegt, stand seine Frau.

„Wir müssen jetzt gehen, Fritz,“ sagte Amalie, „wir können Allensteins nicht warten lassen, nachdem uns die Leute heute morgen das artige Billet geschrieben haben. Und dann will ich jedenfalls hinzu über die Linden fahren; da soll bei gutem Wetter viel Leben sein. Ich will jedenfalls die Linden sehen!“

„Ja, ja!“ Mit einer ihm sonst fremden Ungeduld schob er ihre Hand von seiner Schulter. — „Und Lena, meine liebe Schwester,“ er drehte sich ganz nach dem Ofen hin, „willst Du wirklich darauf bestehen, Lena?“

Sie rührte sich nicht, sie drückte die Hände fester vor die Augen.

„Lena, ich habe die weite Reise hergemacht, ich habe so wenig Zeit, muß morgen Abend wieder abreisen, ich muß die Sache bis dahin in's Reine bringen. Laß doch mit Dir sprechen! Sei verständig! Hörst Du mich, Lena?“

Sie gab keine Antwort, sie zuckte nur ungeduldig mit den Schultern und warf den Mund auf.

„Sie ist trozig!“ sagte Amalie. Sie blickte an der eigenen stattlichen Figur herunter und dann in den gegenüberhängenden Spiegel. „Die Demuth kleidet immer besser, liebe Lena. Mama,“ sie wandte sich an Frau Langen, „Du hast Lena zu sehr verwöhnt, Fritz und ich haben das immer gesagt. Mama,“ sie ging an den Nähtisch und streichelte die weinende Frau, „rege Dich nicht auf, der Herr wird Dir helfen. Du bist eben zu gütig gewesen, ich will nicht sagen, schwach.“

„Ja, ja,“ Frau Langen weinte schmerzlicher. „Daß Lena mir das anthut! Und wie sie mich hintergangen hat! Die ganze Zeit neben mir hergelebt und nichts von der Sache erzählt!“

„Sie ist trozig,“ sagte Amalie wieder.

„Sie hat kein Vertrauen gehabt, das kränkt mich am meisten. Mir ein K für ein U zu machen, solcher guten Mutter! Welches Glück, daß Ihr gekommen seid, ich bin Euch so dankbar. Ich habe mich bis dahin immer wieder beschwagen lassen; nun sehe ich klarer. Ihr wollt ja nur Lena's Glück!“

„Ja, das wollen wir!“

„O, Du — Du —!“ Lena sprang plötzlich auf und trat, freideweiß, mit blühenden Augen, vor die Schwägerin. „Sei Du nur still; geheßt habt Ihr! Mutter war erst dafür, sie war gut zu mir, gut zu Richard; sie hat sich sogar darüber gefreut. Nun kommt Ihr und schreit das Gegentheil und macht einem ganz wirr im Kopfe! Du — Du —“ sie kniff die Lippen zusammen und ballte die schlaff hängende Hand zur Faust, „Du hast Fritz geheßt!“

Ihre Stimme steigerte sich, sie klang gellend in Zorn und Schmerz und Angst: „Du bist schuld daran!“

„Ruhe, Lena!“ Der Bruder war aufgestanden und faßte das Mädchen am Handgelenk. „Ich sehe kein günstiges Resultat von Deinem Verkehr mit Bredenhofer, Deine aufgeregte Heftigkeit nimmt immer zu. Fahre nicht auf, Lena! Bredenhofer ist lebenswürdig und hat gewiß die besten Absichten. Aber was denkt er sich eigentlich? Haltlos, vollkommen haltlos! Seine Verwandten, nach den Briefen, die ich mit ihnen gewechselt habe, überschätzen ihn wohl in gewisser Beziehung; aber im Grunde sind sie ganz meiner Ansicht. Entschieden erklären wir Alle diese Verbindung für unmöglich. Er hat nichts, Du hast nichts, und was das Schlimmste ist, Ihr paßt nicht zueinander. Ich halte ihn überdies für krank; er ist sehr nervös und schwach auf der Brust. Ich gebe nicht zu, daß meine einzige Schwester in's Unglück rennt.“

Frau Langen am Nähtisch weinte laut und schmerzlich.

Sie schwiegen Alle eine Weile. Amalie nickte mit dem Kopfe, und Lena stand wie ein Geist mit weit aufgerissenen entsetzten Augen da.

„Es thut mir leid um Dich, Lena,“ sagte der Bruder wieder, „Du mußt es verschmerzen.“ Und jetzt sehr weich: „Komm zu mir, Lena! Komm zu Deinem Bruder!“ Er breitete die Arme aus.

Lena stand ohne sich zu rühren; nun schüttelte sie den Kopf. — „Ich will nicht,“ murmelte sie finster.

„Lena, ich habe es immer gut mit Dir gemeint! Lena, auch jetzt!“

„Geh nur, Du willst mein Unglück! Ich habe Niemanden, der mir beisteht — Richard, Richard!“ Sie brach in verzweifelter Schluchzen aus und taumelte zurück an die Wand. Dort stand sie, den Rücken nach der Stube gedreht, die Stirn gegen die Tapete gepreßt.

Mit einem tiefen Seufzer ließ Langen die Arme sinken. Er sagte nichts mehr, er sah sehr traurig aus. In Gedanken stierte er auf den Fußboden.

Frau Langen und die Schwiegertochter flüsterten miteinander. In solchen Fällen war Amalie immer am Platz, da war sie die Mildthätige, die Versöhnerin.

Jetzt schwiegen die zwei Frauen auch. Es war so still in der Stube, daß jeder leise Athemzug hörbar war. Nun knisterte und knitterte es, Frau Amalie war zu ihrem Manne getreten: „Fritz, wir gehen!“ Ihre große Hand legte sich auf seinen Arm.

Er zuckte zusammen: „Jawohl!“ Ein mitleidiger Blick nach der Ecke. „Ich möchte doch noch einmal mit Lena —“

„Sie ist trozig,“ sagte Amalie zum dritten Male.

„Adieu, Mama!“

„Adieu, Kinder!“

„Adieu, Lena!“

Keine Antwort, das Mädchen rührte sich nicht. Die Thür fiel hinter dem Ehepaar in's Schloß.

„Lena!“ Frau Langen war ärgerlich. „Du sagst nicht einmal Deinen Geschwistern, Adieu, und sie thun doch Alles für Dich in Deiner Angelegenheit! Du bist undankbar!“

„Nu — dank — bar?“ Lena drehte den Kopf; mechanisch, wie eine aufgezogene Puppe, kam sie auf den Nähtisch zugehritten. Sie stemmte die Hand auf die Platte. „Was willst Du von mir?“ sagte sie tonlos. „Ihr macht mich todt. Erst hast Du mich gefreut, und jetzt ist Alles, Alles schlecht. Das kommt von Amalie. O, ich weiß es wohl, wäre Fritz allein hier, es wäre besser! Aber sie mußte ja mit, sie läßt ihn nicht, sie muß Berlin ansehen. Ich hasse sie, ich hasse sie!“ Sie stampfte mit den Füßen.

„Lena,“ — Frau Langen rang die Hände —

„was ist in Dich gefahren? Du solltest Dich freuen, daß ihre Ehe jetzt eine bessere ist. Amalie liebt ihn eben so sehr, sie kann ihn nicht entbehren!“

„Und ich —?“ Bitter lachend hob Lena die Hand vom Tisch und ließ sie wieder schwer niederfallen. „Kann ich Richard entbehren?“

„Daß ist etwas Anderes, er ist doch nicht Dein Mann.“

Die Mutter sprach sehr weise. „Das ist ganz anders, das verstehst Du nicht. In der Ehe tritt man sich so nahe, daß es keine Trennung mehr giebt. Wie ich Deinen Vater heirathete, habe ich ihn garnicht so geliebt. Es war nun 'mal eben arrangirt. Aber nachher — o, ich habe mich ohne ihn nie mehr im Leben zurecht finden können? Und jetzt gar? Ich weiß nicht aus noch ein!“

„Wenn Ihr mich von ihm trennt, sterb' ich,“ murmelte Lena. Und dann lauter: „Mutter, hörst Du, ich sterbe, wir sterben zusammen!“ Ihre Augen blickten wie geistesabwesend. „Dann begrabt uns zusammen. Und wenn Ihr dann weint — o Ihr!“ Sie streckte den Arm gegen die Mutter aus. „Ihr macht mich unglücklich, Ihr bringt mich um!“ Wimmernd sank sie auf den nächsten Stuhl.

Frau Langen war ganz blaß geworden, ihre Lena sah zu jammervoll aus. Langsam kam sie an die Tochter heran. „Armes Kind!“ Sie streichelte das verwirrte Haar.

„Richard, Richard!“ Mit einem lauten Jammerruf sank ihr Lena an die Brust. „Mutter, sei doch gut, hilf mir!“ Sie umschloß die zarte Frau; beide Gestalten zuckten unter dem wilden Schluchzen des Mädchens: „Richard — Mutter — hilf mir!“

„Sei still, sei still! Lena, Lenachen!“ Frau Langen war ganz erschüttert — wenn ihr die Tochter stirbe?! Eine Kiesenangst packte sie; es war auch wirklich hart, wie man mit dem Kinde umging! Die ganze Sache war eine Lücke des Schicksals. Das Leben war zu wunderbar; daß man doch nie mit dem zurecht kommen konnte! Bitterlich weinend preßte sie ihr Kind an sich: „Weine nicht, mein Herzchen, weine nicht! Ich, Deine Mutter, bin ja bei Dir; sie haben Alle Unrecht, ich helfe Dir!“

Wie ein Kind nestelte sich Lena an sie an.

Bei Allensteins stand der Diener hinter der angelehnten Korridorhür. Wenn auch keine Sprechstunde war, Frau Doktor war zu angegriffen, es durfte nicht geklingelt werden.

Im Salon ging Susanne unruhigen Schrittes auf und ab. Sie sah ganz gelb aus und hatte tiefe Ringe um die Augen; sie mußte sich zu sehr um den Bruder grämen. Da saß er nun wie ein Geist am Fenster, die Arme auf's Fensterbrett gestützt, und stierte hinunter auf die Straße. Es war wirklich besser, er war bei der Unterredung nicht zugegen, später konnte er ja hereinkommen. Es würde ihn zu sehr angreifen, und nebenbei hatte er eine geschwollene Ader auf der Stirn, und Augen, die nichts Gutes verhießen.

„Willst Du nicht lieber hinaus gehen, Richard?“ sagte sie so sanft wie möglich. „Die Langens müssen gleich kommen.“

„Ja, laß ihn hinausgehen,“ echote eine dünne Stimme vom Sopha her, begleitet von einem wüthenden Stricknadelgeklapper. „Geh, mein kleiner Richard, geh, mein Richardchen, es ist nicht gut für Dich!“

„Steckt mir doch lieber einen Saugpfropfen in den Mund und wickelt mich in Bindeln! Ich gehe schon!“ Unwirsch stieß der junge Mann den Stuhl zurück und stürzte aus dem Zimmer.

„Mein Himmel!“ sagte Tante Hammen und ließ eine Nase fallen. Sie hatte schon geraume Zeit in der Sophaecke gesessen, still und unbeweglich, mit wackelnden, grauen Lächeln an den Schläfen. Jetzt kam Bewegung in ihre Gestalt; sie hielt den Strickstrumpf gegen das Licht und bohrte nach der gefallenem Masche. „Wenn ich sie nur kriegte, wenn ich sie nur kriegte! Es ist ein rechtes Kreuz, daß ich nicht mehr gut sehen kann. Ach, wenn ich sie nur kriegte!“

„Siehst Du denn nicht mehr gut?“ fragte Frau Allenstein zerstreut, mit einem unendlich gleichgültigen

Klang in der Stimme; sie dachte an etwas ganz Anderes.

„Es ist schrecklich,“ seufzte Tante Hannchen, „er ist so diffizil. Neulich hatte eins der Mädchen den schwarzen Daumen auf den Tellerrand gedrückt — ich sah's nicht — da schlug er den ganzen Teller entzwei. Man hätt's doch noch abwischen können; aber bei ihm heißt's: 'Biegen oder brechen'. So was wird schlimmer mit dem Alter. Und dann die Manie! Allen Leuten sagt er die Wahrheit, ob die sie hören wollen oder nicht; sagt sie ihm aber mal Einer, ist er stockböse — au, mein Himmel, nun liegt sie ganz unten, au, au!“

„Jammere nicht so, Tante,“ sagte Susanne Allenstein, „ich kann's nicht anhören, ich bin nervös. Um diese einfältige Masche!“

Berschleichtert schwieg Tante Hannchen — so ging's ihr immer, nie durfte sie ungenirt etwas äußern! Der Bruder — „Er“, wie sie immer sagte — liebte Stillschweigen um sich; eine Meinung gab's neben der seinen überhaupt nicht. Er war wie der Papst; wenn's hoch kam, wurde die alte Schwester zum Pantoffelstuh zugelasen.

Also auch hier sollte sie stille sein?! Tante Hannchen warf der Nichte einen bitterbösen Blick zu und nahm sich vor, heute keinen Laut mehr von sich zu geben. Möchten sie in ihrer Familienkonferenz zusammen berathen, was sie wollten, sie würde ihre Weisheit verschweigen — ja! Sie kniff die Lippen zusammen und richtete sich fernzergerade auf; ingrimmig bohrte sie nach ihrer Masche.

Draußen kamen Schritte über den Gang, die Thür öffnete sich und Doktor Allenstein ließ Onkel Hermann respektvoll zuerst über die Schwelle treten. Der starke Mann war in Hut und Ueberzieher, er hatte nach Tisch seinen Verdauungspaziergang gemacht. Die Leipziger-, die Friedrichstraße und die Linden war er entlang getrottet, als stampfte er durch Ackerfurchen; man sah ihm den Landjunker von Weitem an.

„Schlechtes Nest, dieses Berlin,“ brummte er und warf Hut und Ueberzieher von sich. „Da, Hannchen, schaff's weg! Den Leuten sollte mal ordentlich der Standpunkt klar gemacht werden. Ich hab's aber auch dem Kerl an der Friedrichstraßen Ecke gehörig gesagt; steht da und hält unnützen Kram, kletternde Affen an 'ner Stange und Hanswürste feil! Kerngesunder strammer Mensch, kann der nicht arbeiten? Verdorbene Bevölkerung hier, ohne Respekt! Sie Mummelkreis, oller Mummelkreis Sie,“ schreit der freche Bengel hinter mir drein. Thut mir sehr leid, daß ich ihn nicht habe arretilren lassen. Ich dachte aber, ich käme zu spät her — nun sind die Leute noch nicht 'mal da, unpiünktlich, sehr unpiünktlich!“ Aergertlich zog er seine dicke silberne Uhr.

„Du mußt schon verzeihen, lieber Onkel,“ sagte Susanne geschmeidig, „die Langens sind fremd hier, sie haben die Entfernung wohl nicht berechnet.“

„Aeh — die — die —!“ Onkel Hermann zog die Brauen zusammen. „Was starrst Du mich an, Hannchen, und hochst da, wie die Gans, wenn's wetterleuchtet? Wieder beleidigt? Na natürlich, die Wahrheit kannst Du nicht vertragen. Ich sage Dir,“ er klatschte mit der flachen Hand auf den Tisch, „ich habe die ganze Wirthschaft hier satt! Wenn's nicht wegen des Richard wäre — dem Jungen werde ich die Klaffen austreiben, hol' mich der Fuchs!“ Er klatschte wieder auf den Tisch, daß Frau Allenstein zusammenfuhr. Aber sie sagte nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Singerückt.

Von Paul Fern.

Im Postwagen eines Eisenbahnzuges stand mit dem Rücken an die hoch aufgeschichteten Pakete gelehnt der Postschaffner Lehmann. Sinnend ließ er seine Blicke durch's Fenster schweifen; aber er sah nicht die weiten kahlen Felder und nicht den trüben Himmel drüber mit den jagenden Wolken, er bemerkte nicht die vorüberfliegenden Telegraphen-

stangen und die Drähte, die sich vor'm Fenster hoben und senkten, er hörte nicht das rollende, pochende Geräusch der Räder des eilenden Zuges.

Er dachte an seinen kleinen Hans. „Wie geht es ihm?“ Das war die Frage, die er sich wohl nun zum hundertsten Male vorlegte, denn er hatte den Kleinen schwer krank verlassen, und seit seiner Abreise war ein und ein halber Tag verfloßen. Lehmann sehnte sich zu den Seinen zurück.

„Wenn es nur nicht schlimmer geworden ist,“ murmelte er vor sich hin, aber er konnte eine namenlose Beklemmung nicht los werden.

„Was ist es doch für ein lieber, drolliger Kerl, mein kleiner Hans,“ sprach Lehmann halblaut, „was machte er für große, erschrockene Augen, als ich lezthm als Knecht Ruprecht verkleidet mit einem Mantel um die Schultern, dessen graues Futter ich nach außen gewendet hatte, und mit einem herabgezogenen Schlapphute auf dem Kopfe in die Stube trat. Wie groß war dann seine Freude, als sich schließlich der Vater aus dem Mantel herauswickelte! Verstohlen nahm er Hut und Mantel, schlich über den dunklen Hausflur und pochte brummend an Sturzens Thür. „Kannst Du beten?“ fragte er dann mit verstellter, tiefer Stimme den Vater kurz, nachdem ihm drüben geöffnet worden war.“

Ein Schütteln und Rütteln des Wagens weckte Lehmann aus seinem Träumen; der Zug war über die erste Weiche gefahren. Links und rechts dehnte sich ein immer breiter werdendes Schienennetz aus. Der Zug hielt. Die Endstation war erreicht.

S kaum waren Briefbeutel und Pakete aus dem Wagen herausgegeben, da eilte Lehmann, seine Fahrertasche in der Hand tragend, dem Ausgange des Bahnhofsgebäudes zu. Am Ausgange erwartete ihn sein Aeltester, der zehnjährige Peter.

„Wie geht es dem Hans?“ fragte der Vater hastig.

„Er ist gestorben,“ antwortete Peter betrübt. Der Vater schwieg, er nahm den Jungen bei der Hand, was er sonst nie that, und Beide gingen langsamen Schrittes die Bahnhofstraße hinab.

„Geh' voraus,“ sagte der Vater, als sie in die Nähe des stattlichen Postgebäudes gekommen waren, „ich muß dem Herrn Postdirektor erst noch meinen Fahrbericht erstatten; dann komme ich nach. Sag's der Mutter,“ damit wandte er sich dem Postamt zu.

Während er sonst seinen Nachweis über zu- und abgegangene Sendungen in wenigen Minuten aufgestellt hatte, mußte er heute lange rechnen, und immer wollte der Abschluß nicht stimmen. Endlich war diese Arbeit erledigt, die Meldung wurde erstattet, und er begab sich auf den Heimweg.

Langsam ging er durch die Straßen. Große Schneeflocken rieselten herab, die auf dem schmutzigen Straßenpflaster rasch vergingen, sein Rock wurde durchnäßt, er achtete nicht darauf.

An den auf das bevorstehende Weihnachtsfest hin besonders prachtvoll ausgestatteten Schaufenstern standen viele Neugierige; er blickte bei Seite und ging vorüber. Diese Schaufenster riefen in ihm eine schmerzliche Erinnerung wach: Auf seinem letzten Gang zum Bahnhofs hatte er eine Anzahl von Schaufenstern eingehend gemustert, um seinem Hans ein besonders schönes Weihnachtsgeschenk auszusuchen. Nun war Hans todt.

Auf dem Marktplatz war ein ganzer Wald von Tannenbäumen aufgestellt, und Gruppen von handlenden Leuten standen dabei. Auf diesem Gange hatte er einen Baum kaufen wollen, einen großen, buschigen, so hatte er vor seiner Abreise bestimmt, und Peter sollte den Baum nach Hause tragen.

Rascher ging Lehmann dahin; bald bog er in eine einsame, enge Straße ein; an deren Ende stand ein kleines Haus, da war seine Wohnung.

Die Mutter, die den Vater hatte kommen hören, trat ihm aus der Stubenthür mit verweinten Augen entgegen; wortlos gaben sie einander die Hände und hielten sie gegenseitig fest.

Die Kinder waren still betrübt und saßen auf dem Sopha hinterm Tisch. Der Vater legte seine Fahrertasche auf den Stuhl neben der Thür und ging allein hinaus in die Kammer.

Da lag der blasse, kleine Hans auf den Kissen

feines Bettchens. Der Vater nahm ihn in die Arme und drückte ihn an sich, wie er sonst zu thun pflegte, wenn der Kleine sich nach des Vaters Rückkehr von der Bahnfahrt zwischen seine Kniee zwängte. Dann legte er den Körper auf die Kissen zurück, setzte sich auf den Rand eines großen Bettes, stützte den Kopf auf die Arme, das Gesicht mit den Händen bedeckend, und weinte still.

Die Mutter war leise in die Kammer getreten, sie schob die Kissen vom Bettrand zurück und setzte sich neben den Vater.

„Wie starb er?“ wollte dieser fragen, aber er konnte nicht reden.

Angefragt erzählte die Mutter: „Bald nach Deinem Weggange fing er wieder an zu phantastren, von Engeln sprach er und von Tannenbäumen mit vielen Lichtern, mit Frau Holle redete er, mitunter begann er laut zu schreien, ‚der schwarze Mann, der schwarze Mann will mich mitnehmen‘. Dann nahm ich ihn immer auf den Arm und streichelte seinen glühenden Kopf, bis Hans, ruhiger geworden, sich wieder in die Kissen legen ließ. Als der Arzt an jenem Tage zum vierten Male kam, athmete Hans nicht mehr. ‚Das hochgradige Fieber hat sein Ableben schneller herbeigeführt, als die Diphtheritis es vermocht hätte,“ sagte der Arzt. ‚Seien Sie froh, daß es so gekommen ist, der Kleine war nicht mehr zu retten.‘“

Nun bedeckte die Mutter ihre Augen mit dem Taschentuch und schluchzte.

Der Vater erhob sich und trat an das Bettchen. „Armer Hans,“ sagte er, den Körper streichelnd, „Du hattest Dich so auf Weihnachten gefreut; nun legen wir Dir ein Bäumchen auf's Grab.“

Es war nach und nach dunkel im Stämmerchen geworden, das mit einem schmalen Fenster auf einen von hohen Häusern umschlossenen Hof sah. Von einem Treppenhause da drüben warf eine Lampe einen schwachen Lichtschein in die Kammer.

Drinnen wurde an die Stubenthür gepocht. Die Eltern gingen in die Stube zurück. Der Tischler brachte den Sarg.

Gleich darauf trat auch die Todtenfrau ein, die geräuschlos ihres Amtes waltete. Bald lag die kleine Leiche aufgebahrt im Sarge, der zwischen den Betten auf zwei Stühle gestellt worden war.

* * *

Die Familie Lehmann saß am Tisch, der mit einem weißen Linnen bedeckt war. Eine Stehlampe verbreitete unter einem grünen Schirm hervor ein helles Licht; von den eben auf den Tisch geschütteten Kartoffeln zog Wasserdampf nach der Lampe. Die Kinder schälten sich Kartoffeln und nahmen zu jeder ein wenig Quark aus einer Schüssel, die neben der Lampe stand.

Der Vater aß sehr wenig; bald legte er Messer und Gabel bei Seite. Die Mutter wollte ihm eine Tasse Kaffee aus einer Blechanne einschenken, die sie aus der Ofenröhre genommen hatte; doch der Vater lehnte ab. Kaum hatte er sich in's Sopha zurückgelehnt, da stand sein neunjähriges Mädchen auf, nun, wie sie sonst immer that, dem Vater die Pfeife aus der Fensternische zu holen und den Tabakslasten vom Glaschrank herabzunehmen.

„Laß nur heute stehen,“ sagte der Vater, nachdem er ihre Absicht erkannt hatte.

„Ght,“ wandte er sich dann an alle seine Kinder, „und geht dann zu Bett.“ Bald verschwanden sie hinter der Kammerthür.

Die Mutter räumte den Tisch ab, dann setzte sie sich zum Vater auf's Sopha, der ein Gesangbuch vom Bücherbrett herabgenommen hatte, das über'm Sopha an der Wand hing. Lange blätterte er in dem Buche hin und her; aber er fand kein Lied, das seinem Schmerz Worte leihen wollte. Schließlich klappte er das Buch leise zu und sah, mit gekrümmtem Rücken dasitzend, unverwandt auf das goldene Kreuz im Gesangbuchdeckel.

Nach einer Weile sprach er: „Er ist so schnell von uns gegangen, und ich konnte nicht einmal bei ihm sein, als er schied. — Ganze Tage,“ fuhr er dann fort, „bin ich oft dienstlich fern von Dir und den Kindern; wie leicht kann auch mir oder Dir

etwas zustößen. Laß uns darum immer recht verträglich sein, damit wir einmal nicht im Groll aneinander gehen. Oft hab' ich geringfügiger Dinge wegen gezant; vergiß das, Martha, um Hansens willen. An ihn will ich denken, wenn ich wieder einmal zornig bin."

"Wie Du nur redest," entgegnete die Mutter, "Du bist ja immer so gut, und zanktest Du ja ein Mal, so war ja Ursache genug dazu vorhanden."

"Ich bin wenig daheim, erziehe Du die Kinder in Ehrfurcht vor den Eltern. Hab' Acht, daß der Große tüchtig lernt, er soll einmal etwas Besseres werden als sein Vater ist. Sorge auch, daß die Kinder nicht allzuweit mit denen drüben überm Flur verkehren: der Mann gehört zur Umsturzpartei, und Du weißt, schon der Verkehr mit solchen Leuten genügt für einen Beamten, ihm jedes Vorwärtkommen unmöglich zu machen. Als wir in diese Wohnung eben eingezogen waren, ließ mich der Postdirektor in sein Zimmer kommen und fragte: Wie kommt es, daß Sie gerade da Wohnung genommen haben? Wußten Sie nicht, daß der Hausbesitzer der Umsturzpartei angehört? Als ich ihm der Wahrheit gemäß geantwortet hatte, eine gleich große Wohnung hätte ich in jedem anderen Hause viel theurer bezahlen müssen, fuhr er mich barsch an: Ach was, solche Ausreden gelten nicht! Merken Sie sich, staatliche Gelder sind nicht dazu da, solche Leute auf direktem oder indirektem Wege zu unterstützen."

"Trotz alledem," behauptete nun die Mutter, "sind die Kurzens doch recht hilfreiche und rücksichtsvolle Leute: Als Kurz hörte, daß unser Hans krank sei, nahm er von der Haustür die laut schallende Klingel ab, und als Hans gestorben war, ging Kurz und bestellte einen Sarg."

"Ich aber bin Beamter des Staates, den er und seine Partei vernichten wollen. Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe, sagt ein Sprichwort; ein Sprichwort, das allen Beamten eine mehr oder minder bewußte Richtschnur und Lebensregel ist."

Darauf folgte längeres Stillschweigen, nur die Uhr an der Wand machte ihr einformiges Tic-Tac, und der Wind heulte in der Esse.

"Wann soll Hans begraben werden, Martha?" fragte der Vater endlich.

"Morgen Nachmittag um drei Uhr."

"Dann werde ich den Herrn Postdirektor bitten, daß ich morgen für Schröter die Post im Abendzug begleite, und Schröter kann an meiner Stelle den Mittagzug fahren."

"Hast Du für den Nachmittag Urlaub bekommen?" fragte die Mutter am anderen Morgen den heimkehrenden Vater. Er schüttelte mit dem Kopfe.

"Der Hans ist gestorben als ich fern war, und nicht einmal begraben kann ich ihn, weil der Dienst mich wieder fortrüßt. Ich kam zum Postdirektor und meldete, daß mir ein Kind gestorben sei. Gehen Sie hinüber in die Kanzlei und melden Sie's dem Sekretär, damit er ihre Akten berichtet." Als ich nun noch zögernd dastand, fragte er scharf: Wollen Sie noch etwas? Herr Postdirektor, sag' ich, ich bitte gehorfsamst, mich während des Nachmittags dienstfrei zu machen, damit ich meinen Kleinen begraben kann. Das geht nicht, antwortet er, wo soll ich in so kurzer Zeit einen Vertreter hernehmen? Es würde sich ja leicht machen lassen, Herr Postdirektor, sag' ich in bittendem Tone, indem Schröter und ich die Diensttoren tauschen. Es geht nicht, sagte ich Ihnen schon. Wie viele Kinder haben Sie noch? Noch vier, sag' ich. Na, da seien Sie doch froh, daß Ihnen eins gestorben ist. Ich entfernte mich, ohne noch ein Wort gesagt zu haben."

Lehmann ging an seiner Frau vorüber, hinaus in's Stämmerchen und klinkte die Thür hinter sich ein. Durch das offenstehende Fenster drang vom Hofe her frohes Geschrei sich schneeabfallender Kinder. Er kniete an Hansens Sarg nieder, barg sein Haupt in den Kissen am Gesichte des Kindes und weinte bitterlich.

Als die Mutter eine halbe Stunde später die Thür leise öffnete, um dem Vater zu sagen, daß seine Fahrertasche gepackt, daß es Zeit sei, zum Bahnhof zu gehen, stand er aufrecht neben dem

Sarge, die Hand wie zum Schwur auf des Kindes Haupt gelegt. Nun streichelte er des Kindes blonden Lockenkopf und sagte: "Nicht einmal so viel Zeit läßt mir der Dienst, daß ich Dich begraben kann, armer Hans! Doch wir werden wieder Vorgesetzte haben, die menschlicher fühlen! . . . Komm her, Martha! Ich habe Dir gesagt, daß unser Großer nicht mit Jenen drüben verkehren soll; jetzt bitte ich Dich, laß ihn recht oft hinübergehen, nur auf der Seite Jener, der Armen und Unterdrückten, lernst er Menschlichkeit."

Sie reichten über'm Sarge einander die Hände. Lehmann nahm seine Tasche und ging. Auf dem Hausflur trat ihm der Hauswirth entgegen, an dem Lehmann sonst eilend vorbeigegangen war; jetzt blieb er stehen und gab ihm die Hand.

"Ein schwerer Verlust," sagte Kurz mit mitleidsvollem Blick, "und Sie wollen zum Dienst?"

"Muß," entgegnete Lehmann, drückte Kurz nochmals die Hand und ging . . .

"Wieder Einer gewonnen," sagte Kurz, ihm nachblickend. —



Die Entstehung der Schrift.

Von A. Demmer.

In der „Naturgeschichte“ des alten römischen Gelehrten Plinius lautet eine interessante Stelle: „Ich habe noch immer die Ansicht, daß die Buchstaben auf assyrischen Ursprung zurückgehen; aber Einige, wie Gellius, wollen, sie seien bei den Aegyptern von dem Gott Merkur, Andere, sie seien von den Syrern erfunden worden.“ In diesen Worten sind alle Vorstellungen über die Entstehung unseres Alphabets, die bei den Alten vorhanden waren, wiedergegeben. Die Meinung, die Plinius anführt, daß der Gott Merkur die Buchstaben geschaffen habe, deutet die dem sogenannten gefunden Menschenverstande am nächsten liegende Ansicht an, daß das unschätzbare Kulturwerkzeug, als das die Buchstabenschrift sich darstellt, die unvermittelte Erfindung eines genialen Kopfes sei. Ein paar Worte genügen, das Irrige dieser Meinung zu zeigen. In der lebendigen Sprache giebt es nur Worte im Zusammenhange der Rede, also immer nur Lautkomplexe, dagegen keineswegs Einzellaute. Vielmehr ist der Einzellaute, wie er durch den Buchstaben dargestellt wird, eine von den großen Abstraktionen, die der menschliche Geist zu Wege gebracht hat, eine Abstraktion, die auch dem größten Genie ohne eine vorausgehende Entwicklung von großer Dauer auszudenken unmöglich wäre. In Wirklichkeit hat sich die Sache so vollzogen, daß unsere Schrift das Ergebnis eines Jahrtausende währenden langamen historischen Entwicklungsprozesses ist, der von dem Allereinfachsten und Gegenständlichsten ausgehend ganz allmählig zur Aufstellung von Lautzeichen fortschritt. Und darin liegt eben das Interesse der Geschichte der Schrift, daß in ihr ein gut Stück der Geschichte des menschlichen Denkvermögens, des Fortschritts des Menschengesistes vom Konkreten zum Abstrakten, illustriert ist.

Welches von den zahlreichen unabhängig von einander entstandenen Schriftsystemen der verschiedenen Kontinente für uns am interessantesten ist, leuchtet leicht ein: naturgemäß dasjenige, auf welches unsere eigene Schrift sich zurückführt. Es ist allgemein bekannt, daß unsere Schrift auf die griechische zurückgeht. Ebenso ist sicher, daß die griechische Schrift ein Kind der phönizischen ist. Diese Thatsache war einmal den alten Griechen noch sehr wohl bekannt, sie erhellt weiter aus der Identität der älteren griechischen und der phönizischen Zeichen und endlich daraus, daß die Buchstabenbezeichnungen der Griechen die nämlichen wie die der Phönizier sind; griechisch: alpha, beta, gamma, delta — phönizisch (hebräisch): aleph, beth, gimel, daleth usw. Worauf dagegen diese Mutter sämmtlicher europäischen Alphabete, die phönizische Schrift, sich zurückführt, ist weniger unbestritten. Die Auskunft der Alten lautete im Allgemeinen auf die ägyptischen Hieroglyphen,

und das ist auch heute noch die hergebrachte Meinung. Es darf aber jetzt als festgestellt gelten, daß der Antheil der ägyptischen Schrift an der Entstehung der phönizischen im äußersten Falle nur ganz geringfügig war. Als die eigentliche Urahne unserer Schrift muß — und damit behält Plinius mit seiner Eingangs zitierten Meinung Recht — die babylonisch-assyrische Keilschrift gelten, wie sie bei den Völkern Mesopotamiens im Gebrauch war. Die Betrachtung dieser Schrift ist auch schon deshalb lohnender, weil ihr Entwicklungsgang jetzt lückenlos bekannt ist, was mit den Hieroglyphen keineswegs der Fall ist.

Das heute allgemein unter dem Namen Keilschrift bekannte Schriftsystem, als dessen bezeichnende und unterscheidende Eigenthümlichkeit Jedem, der solche Inschriften in Museen oder im Bilde betrachtet hat, die keilförmige Gestalt der Zeichenelemente erscheint, wonach es benannt ist, dieses System war ursprünglich eine hieroglyphische, eine Bilderchrift. Den assyrischen und babylonischen Gelehrten war dieser Ursprung ihrer Schrift übrigens sehr wohl bekannt; sie veröffentlichten Tafeln, auf denen sie die modernen Formen der Zeichen und die außer Gebrauch gekommenen hieroglyphischen einander gegenüberstellten. Im Uebrigen ist schon auf den ältesten Inschriften, die uns erhalten sind, von rund 4000 vor Christo, die Gestalt der Bilder sehr abgeschliffen, so daß sie zum Theil nur schwer zu erkennen sind. Und andererseits hat sich schon der Charakter einer Bilderchrift im engsten Sinne des Wortes verloren. Eine solche hat man ganz rein bei Indianerstämmen Nordamerikas gefunden, die einen bestimmten Vorgang zum Zweck der Mittheilung auf ein Stück Rinde einfach roh hinhauten. Darüber ist nun die mesopotamische Schrift auch in ihrer ältesten Gestalt schon hinaus. Wörter für belebte Wesen und für bestimmte Dinge haben schon ihre festen Zeichen, die dann für entsprechende Zeit- und Eigenschaftswörter gebraucht werden, also schon eine ganze Masse Abstraktion.

Die Sprache, der das System ursprünglich diente, war keine semitische, sondern die des uralten Kulturvolkes der Sumerier. In dieser Sprache hieß der Stern mul. Das entsprechende Zeichen stellte einen Stern dar, wurde dann aber weiter gebraucht für an, Himmel, und dingir, Gott. Weiter gewann man Zeichen, indem man einen Begriff, für den keine direkte Abbildung oder Vergegenständlichung möglich war, in Elemente zerlegte, für die man Zeichen besaß, und diese Zeichen dann kombinierte. So entstand aus der Verbindung von „Mund“ und „Brot“ ein Zeichen für „essen“, „Mund“ und „Wasser“ gaben zusammen „trinken“, „Einhegung“ und doppeltgesetztes „Mund“ wurden „Heerde“, „Wasser“ und „Himmel“ zusammen „Regen“, „Wasser“ und „Auge“ „Thräne“. Das Bild des Wassertropfens diente auch zum Ausdruck für Samenzeugen, Erzeuger, Erzeugter. Das Auge bedeutete auch sehen usw. Die Sonne bezeichnete auch hell sein, glänzen, Licht, Tag usw. Ein Zeichen für Monat erhielt man, indem man „Tag“ mit „dreißig“ verband. Vergleicht man dieses System mit dem oben erwähnten indianischer Stämme, so ist ein gewaltiger Fortschritt und eine Masse von Denkarbeit unverkennbar; aber wie plump war doch diese Schrift noch: sie war nicht nur bei ihren etwa 500 Ideogrammen (Begriffszeichen) sehr arm, sondern auch vieldeutig. Vor Allem waren von Lautschrift noch nicht die ersten Anfänge vorhanden. Da erfolgte nun ein bedeutender Schritt nach vorwärts.

Vom persischen Meere her brachen etwa zu Anfang des vierten Jahrtausends vor Christo die semitischen Babylonier über das kultivirte Volk des Zweistromlandes herein, unterwarfen es und machten sich, wie die sonstigen Zivilisationselemente, so auch die Schrift der Sumerier zu eigen. Sie übernahmen die sumerischen Zeichen einfach und sprachen sie dann semitisch aus. Um ein Beispiel zu geben: das Zeichen „Stern“ wurde von den Babyloniern ausgesprochen nicht mehr wie bei den Sumeriern mul, an oder dingir, sondern kakkabu, schami oder ilu, welches die babylonischen Worte für Stern, Himmel, Gott sind. Damit aber konnten die Babylonier auf die Dauer nicht reichen. Einmal war nach wie vor



Waschtag. Nach einem Bilde von Paul Descelles.

nicht zu entscheiden, ob im gegebenen Falle Stern, Himmel oder Gott zu lesen sei, andererseits waren babylonische Worte, denen im Sumerischen kein Zeichen entsprach, nicht wiedergegeben, z. B. Zeitwörter, Ableitungen von Zeitwörtern usw. Da schlugen die Babylonier einen Weg ein, der zu den größten Konsequenzen führen sollte. Hatten sie bisher die sumerischen Begriffszeichen ohne Rücksicht auf ihren sumerischen Lautwerth übernommen, so eigneten sie sich jetzt die sumerischen Lautzeichen an ohne Rücksicht auf ihre sumerischen Begriffe.

Um ein Beispiel zu geben: das Zeichen „Stern“ wurde von den semitischen Babyloniern ideographisch (als Begriffszeichen) ausgesprochen kakkabu, ilu oder schami. Gleichzeitig aber benutzten sie es als Lautzeichen für die Silbe an; man erinnert sich, daß an sumerisch Himmel heißt. Oder: der Vater hatte sumerisch atta geheißen. Ideographisch gebraucht, wurde dies Zeichen von den Babyloniern abu (Vater) gesprochen; gleichzeitig gebrauchten sie es als Lautzeichen mit dem Werthe at: hier ist nur die erste Silbe von atta übernommen. Pil hatte sumerisch das Ohr geheißen. Das gleiche Zeichen wurde babylonisch, ideographisch gebraucht, usnu gesprochen, als Silbenzeichen pi. Das Zeichen „Fisch“ wurde sumerisch cha gesprochen, babylonisch, ideographisch gebraucht, nunu (Fisch), gleichzeitig aber mit dem Silbenwerthe cha. Diese Beispiele ließen sich vervielfältigen, werden aber genügen, um den Vorgang klar zu machen.

So stellt sich demnach das nunmehrige assyrisch-babylonische Schriftsystem dar als eine Kombination von Wort- und Silbenschrift. Diese Gattung der Keilschrift besaß, um es zusammenzufassen, folgende Arten von Schriftelementen: 1) Ideogramme oder Wortzeichen. 2) 98 Zeichen für einfache Silben, wie ab, ib, ub; ba, bi, bu; an, in, un; na, ni, nu usw. 3) Eine größere Anzahl von Zeichen für komplexe Silben, d. h. solche Silben, die aus einem von zwei Konsonanten umschlossenen Vokal bestehen, wie chal, muk, gir, tar usw. Deren sind etwa 120. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der Zeichen auf etwa ein halbes Tausend. Ein gewiß schon durch die Zahl seiner Zeichen kompliziertes Schriftsystem, dessen Schwierigkeiten aber noch erhöht werden durch einen aus dem ursprünglichen System der Sumerier herkommenden Umstand, nämlich die Mehrdeutigkeit des größeren Theils der Zeichen. Einmal konnte ein und dasselbe Zeichen als Wortzeichen verschiedene Begriffe darstellen, dann auch noch als Silbenzeichen verschiedene Werthe haben. Um ein besonders krasses Beispiel zu wählen, so konnte ein Zeichen einmal die einfache Silbe be darstellen, dann aber auch die komplexeren Silben bat, mit, mut, til und ziz, endlich die Ideogramme belu Herr, labaru alt sein, labiru alt, mitu Todter, pagru Leichnam, nakbu unterirdischer Quell. Ein anderes Zeichen bedeutete als einfache Silbe entweder ut oder tu, als komplexe Silbe tam, par, pir, lach, lich, hisch, als Ideogramm umu Tag, schamschu Sonne, pizu weiß. Eine Erleichterung der so geradezu unmöglich erscheinenden Lektüre eines babylonischen Textes tritt durch verschiedene Umstände ein, einmal durch den Gebrauch von Determinativen, nichtgesprochenen Zeichen, die das betreffende Wort als zu einer bestimmten Kategorie von Dingen gehörig feststellen, dann dadurch, daß bei mehrdeutigen Ideogrammen die letzte Silbe häufig in einem nichtgesprochenen Silbenzeichen wiederholt, Doppeldeutigkeit also ausgeschlossen wird, endlich dadurch, daß die babylonische Sprache als semitische eben nur das Zusammenstoßen bestimmter Vokale bzw. Konsonanten erlaubt.

Dies die Entwicklung der babylonischen Keilschrift bis auf einen Punkt, über den sie im Wesentlichen nicht hinausgelangt ist. Es erfolgte nur noch eine äußerliche Aenderung dadurch, daß an Stelle der durch Striche dargestellten bildartigen Zeichen, wie sie sich auf den ältesten Inschriften finden, die durch Weglassung von Strichen und Zusammenziehung immer mehr vereinfacht wurden, schon sehr früh die keilförmige Gestalt der Zeichen trat, nach der das System benannt ist. Diese Gestalt der Striche entstand durch das eigenthümliche Schreibmaterial und den eigenthümlichen Stiff,

dessen man sich in Babylon bediente: die Backsteine, bzw. Steintafeln und den dreiantigen Griffel, bzw. den Meißel. So kam es, daß man lange die Thatsache, daß die Zeichen dieser Inschriften aus lauter Keilen zusammengesetzt waren, für wesentlich halten konnte, während diese Form in Wirklichkeit etwas rein Aeußerliches ist.

Eine qualitative Aenderung hat die Keilschrift bei den Babyloniern nicht mehr erfahren. Eine solche wäre es gewesen, wenn man Ideogramme und komplexe Silbenzeichen ganz hätte fallen lassen und sich nur der einfachen Silbenzeichen bedient hätte. Dann wäre die Schrift eine reine Silbenschrift geworden, von der dann weiter die Entwicklung zur Buchstabenschrift hätte erfolgen können. Beides ist bei den Babyloniern nicht geschehen. Wohl läßt sich beobachten, daß in den Inschriften des neubabylonischen Reiches (Nebukadnezar's und seiner Nachfolger) und der persischen Achämenidenkönige die Silbenzeichen mit großer Vorliebe gebraucht werden, die übrigen Schriftelemente zurücktreten; ja, es finden sich sogar Ansätze einer Entwicklung zum Alphabet. Aber grundsätzlich blieb doch Alles beim Alten.

Die Weiterentwicklung zur Silbenschrift und nun gar der enorme Fortschritt, der in der Trennung des Konsonanten von seiner natürlichen Stütze, dem Vokal, liegt, also das Grundmerkmal der alphabetischen Schrift, diese Fortschritte blieben den zahlreichen Völkern vorbehalten, die ihre Schrift auf der babylonischen Keilschrift aufbauten. Für uns ist von Interesse nur die Entwicklung nach Osten und die nach Westen. Die nach Osten, weil hier der ganze Prozeß anschaulich vor sich geht, die nach Westen, weil auf sie die Entstehung unserer Buchstabenschrift zurückgeht, obwohl hier die Zwischenglieder noch nicht ganz klar sind.

Die beiden Schriftarten im Osten, um die es sich hier handelt, sind uns erhalten in den sogenannten Achämeniden-Inschriften, welche die Grundlage für die Entzifferung der Keilschrift geworden sind. Es ist dies eine größere Anzahl von Inschriften, die herkommen von den Perserkönigen seit Cyrus und in den drei Hauptsprachen des Reiches abgefaßt sind, nämlich der uns schon bekannten babylonischen, der medischen und der indogermanischen Sprache der Perser. Diesen drei Sprachen entsprechen hier drei Schriftarten: an erster Stelle steht auf diesen Inschriften die persische Schrift, es folgt die medische und endlich die babylonisch-assyrische, die uns hier nicht mehr weiter angeht. Betrachten wir zunächst die medische Schrift, so erscheint sie als eine Silbenschrift von etwas mehr als 100 Zeichen, durchweg einfache Silben darstellend; jedoch finden sich auch noch einige komplexe Silbenzeichen, vereinzelte Ideogramme und ein paar Determinative; alle Zeichen sind eindeutig. Trotz der gedachten Ausnahmen ist diese Schrift durchaus Silbenschrift, ihre direkte Entwicklung aus der babylonischen nachweisbar.

Demgegenüber stellt die dritte Keilschriftgattung, die persische, keine einfache Umbildung der älteren Schriftzeichen dar, sondern eine selbstständige und bewußte Weiterentwicklung der Keilschrift. Diese Gattung besitzt 36 Zeichen, woraus von selbst erhellt, daß sie keine Silbenschrift mehr sein kann. Nichtsdestoweniger ist sie auch noch keine reine Buchstabenschrift. Der Mehrzahl der Konsonanten kann nämlich ein a angehängt nachlauten, oder es kann auch fehlen, ferner verlangt eine Anzahl von Konsonanten unbedingt einen bestimmten Vokal, i oder u, nach sich. So gibt es für m drei Zeichen, dem ersten kann a nachlauten oder auch fehlen, dem zweiten muß i, dem dritten u nachlauten. Es ist klar, daß diese Schrift aus einer Silben- zur Buchstabenschrift herabgefallen ist, richtiger gesagt, sich weiter entwickelt hat. Jedenfalls aber ist mit der persischen Schrift der Punkt erreicht, wo der einzelne Konsonant für sich dargestellt wird, das Wort in seine kleinsten Theile zerlegt ist. Die persische Keilschrift hat keinen weiteren Gebrauch und keine weitere Verbreitung gefunden. Die Achämeniden-Inschriften sind die einzigen Denkmäler dieser eigenartigen Buchstabenschrift, deren Interesse darin liegt, daß der Prozeß der Buchstabentstehung an ihr genau zu beobachten ist.

Für das Abendland ist die Einwirkung des babylonischen Systems auf Westasien bedeutsam geworden. Im zweiten Jahrtausend vor Christo war die babylonische Sprache die Weltsprache des Orients, die nebst ihren Keilschriftzeichen zu allen internationalen Korrespondenzzwecken benutzt wurde. Wie sehr dies der Fall war, erhellt aus der vor zehn Jahren am Nil aufgefundenen diplomatischen Korrespondenz ägyptischer Pharaonen des zweiten Jahrtausends. Hier sind nicht nur Korrespondenzen mit babylonischen und assyrischen Königen in babylonischer Sprache und Keilschrift abgefaßt, sondern die Pharaonen schreiben sogar an ihre Vasallen in Syrien in der semitischen Sprache und Schrift, in solchem Maße selbstweg die babylonische Kultur der ägyptische. Auf syrischem Boden wurde gegen 2000 vor Christo die phönizische Alphabetschrift entwickelt und zwar wesentlich auf babylonischer Grundlage.

So viel ist sicher, daß die alte Meinung, die phönizische Schrift habe von den in der ägyptischen Schrift neben Wort- und Silbenzeichen vorhandenen Alphabetzeichen ihren Ursprung genommen, irrig ist. Sie widerlegt sich aus dem zu Grunde liegenden Lautbestande, abgesehen davon, daß die ältesten phönizischen Zeichen mit den hieroglyphischen Buchstabenzeichen nicht die geringste Ähnlichkeit haben. Nur Eins ist möglicherweise von den Ägyptern bezogen, nämlich der sogenannte Grundlaut der Alphabetie, d. h. daß für einen Laut ein Bild gewählt wird, dessen Name mit dem betreffenden Laut anfängt. Dies ist bei den ägyptischen Hieroglyphen der Fall und ebenso auch bei den phönizischen Buchstaben, geht hier also vielleicht auf jene zurück. Dagegen sind die zu Grunde liegenden Bilder bis auf wenige schon jetzt als babylonisch in ihrem Ursprung nachgewiesen. So wird der Hauchlaut, der im phönizischen Alphabet den Namen aleph führt und der erste Buchstabe des Alphabets ist, durch einen Stierkopf dargestellt; der Stier heißt phönizisch aleph; das Zeichen findet sich als Ideogramm im Babyloniern. So ist es auch mit beth, Haus (b), gimel, Kamelrücken (g), dalet, Thürlügel (d), nun, Fisch (n) usw.; lauter aus dem Babyloniern übernommene, aber jetzt als Buchstaben verwandelte Zeichen. Es ist also festzuhalten: Das phönizische Alphabet geht in der Hauptsache auf die babylonische Keilschrift zurück und ist in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends in Kanaan in Gebrauch gekommen. Von dem urphönizischen Alphabet leitet sich einmal das älteste arabische ab; dann aber, was wichtiger ist, übermittelten es gegen Ende des zweiten Jahrtausends phönizische Kolonisten den Griechen, von wo aus es dann die Grundlage sämtlicher in Europa existirenden Schriftsysteme wurde.

Es wird aus dem Bilde von der Geschichte einer Schriftfamilie, das hier gegeben wurde, hoffentlich klar geworden sein, daß es sich dabei nicht um plötzliche und unvermittelt auftretende Erfindungen, sondern um eine organisch wachsende, langsam sich entwickelnde Erscheinung handelt. Und das Gleiche zeigt sich überall sonst, wo wir die Schrift in früheren Stadien beobachten können. Um von der ägyptischen Schrift abzusehen, hat z. B. die chinesische Schrift sich nachweislich aus einer reinen Bilderschrift entwickelt, es bei den Chinesen aber nie über das Stadium einer Wortschrift hinausgebracht. Dagegen haben die Japaner, welche die chinesische Schrift frühzeitig übernahmen, sie weiterentwickelt zur Silbenschrift.

In ein paar Worten zusammengefaßt, lautet das allgemeine Ergebnis so: Das Ursprüngliche war rein bildliche Darstellung bestimmter Vorgänge, daraus folgt die Fixierung bestimmter Bilder auf bestimmte Worte von ganz konkreter Bedeutung. Dann gehen Zeichen über auf Zeitwörter und Eigenschaftswörter, die dem betreffenden Hauptwort koordinirt sind, werden durch Begriffszerlegung und Zeichenzusammenstellung vermehrt, übertragen sich durch Symbolisirung auf abstraktere Dinge. Weiter verlieren die Bilder ihre klaren Formen, gehen in konventionelle Zeichen über. Dann erfolgt durch Bildung von Silbenzeichen der Uebergang zur Lautschrift. Das letzte Stadium ist schließlich die Auflösung der Silbe in ihre Bestandtheile: die Buchstabenschrift. —

Auswanderer.

Skizze von Hugues Le Roux.

Seit vierundzwanzig Stunden schon liegt der große Hamburger Transportdampfer am Hafenuai vor Anker, um seine Ladung zu vervollständigen. Aus den offenen Ladeluken steigen die blankgehobelten Holzstien, die Fässer und Säcke in den langen Armen der Krähne hoch empor, drehen sich zappelnd im Kreise, um dann mit schwerfälligem Schwanken in der Nacht des Kielraumes zu verschwinden. Die Flaschenzüge quietschen, die eisernen Ketten reiben ihre schweren Glieder rassend an der Bordwand, der Kohlenstaub knirscht unter den Tritten der emsig schaffenden Arbeitsleute, und von Zeit zu Zeit schießt die Maschine, die den mächtigen Krahn bewegt, feinstöckige, weiße Dampfswölken mit dem zischenden Röcheln eines tief aufathmenden Ungeheuers in die Luft hinaus.

Ueber der Waarenladung hat die „Germania“ die Menschenfracht, die sie an Bord hat, aufgestapelt. Das Zwischendeck ist so niedrig, daß man nicht aufrecht stehen kann, ohne mit dem Kopf an die Eisenträger der Decke zu stoßen; es hat so das Aussehen eines Grabgewölbes, das mit offenen Särgen angefüllt ist. Enge Holzverschlüge theilen den Boden schachbrettartig ab. Hier schlafen die Auswanderer, hier wälzen sich die Armen auf schmutzigem Lager in den qualvollen Nächten und den endlosen Tagen, wenn die unruhige See das Schiff schlingelnd und schaukelnd dahintanzend läßt. Ein ekelregender Geruch erfüllt die Räume, zu denen die frische Luft keinen Zutritt hat: es ist die fade, muffige Atmosphäre der großen Ueberseesdampfer mit ihrer Mischung von menschlichen Ausdünstungen und den süßen Dämpfen geölter Maschinentheile und erhitzten Theers.

Kaum, daß der niederrasselnde Schiffsanker Grund gefaßt hat, drängen sich deshalb auch die Menschen, die hier eingepfercht sind, am Ausgang wie die Herde vor der geöffneten Stallthür. In breitem Strome fluthet die Menschenwelle über den Hafenuai, bricht sich an der nächsten Ecke und ergießt sich in zahlreichen Unterläufen in die Straßen der Stadt. Truppweise ziehen die Passagiere mit schlendernden Armbewegungen dahin: Männer mit grobhaarigen Filzhüten, Sammetwesten und hochschäftigen Stiefeln, und Frauen ohne Kopfbedeckung mit stumpfen, ausdruckslosen Gesichtern. Sie Strohmatte gleich geflochtenen Haarzöpfe sind zum Neft aufgesteckt, die Ohren zieren silberne Ringe, die Klumpen, wie mit der Art zugehauenen Oberkörper stecken in groben Zigleibchen. All' die Leute, Brunette, Blonde und Grauhaarige, drücken sich, der freien Bewegung entwöhnt, scheu und verlegen herum, nach irgend einer versteckten Winkelneipe Ausschau haltend. Weit trauen sie sich nicht in die Stadt hinein, aus Angst, die Flagge ihres Schiffes aus den Augen zu verlieren.

* * *

Schon am frühen Morgen haben sich die Reichlings von ihren Reisegefährten getrennt. Sie kommen aus der hintersten Ecke Schlesiens, aus einem Dorf, in dem Schmalhans Küchenmeister ist. Es sind drei junge verheirathete Paare, zwei Brüder, die Schwester nebst Mann und neun kleine Kinder. Die ganze Familie scharrt sich um den Großvater, den alten Franz, einen runzeligen Greis mit einem hartlosen Weibergezicht, starken Augenbrauen und einer tief über den Kopf gezogenen Mütze aus Kaninchenfell. Der Alte stützt sich beim Gehen schwer auf einen langen Stock, der fast so groß ist wie er selbst. Quer über die Brust hat er eine Jagdtasche, die die Söhne nicht einen Augenblick aus den Augen verlieren. Beherbergt sie doch eine Handvoll Goldstücke, den Erlös aus dem Verkauf des Hauses, in das Franz vor langen Jahren seine Frau geführt hatte, in dem die Kinder geboren sind und in dem der Greis dereinst seine Tage zu beschließen gedachte, den Preis für das Bett, in dem seine Frau den ersten Athemzug gethan hatte, und den für die Kuh

und die Hühner, die die Familie hatten ernähren helfen. Die Kinder hatten so lange auf ihn eingeredet, bis der Alte schließlich klein beigegeben und sich entschlossen hatte, seine Habseligkeiten zu verkaufen. Er hatte sich dem heimathlichen Sandboden entreißen lassen, in dem er wie eine alte Tanne mit festen Wurzeln haftete.

Die Reichlings sind längs des „Boulevard Maritime“ dahingewandert. Sie gehen so schnell, daß die Kinder und der Großvater Mühe haben, mitzukommen. Ein Matrose hat ihnen gesagt, daß sie da hinten genug stille, im Tamarisengebüsch versteckte Schenken finden würden, und so lassen sie denn die neugierigen Blicke fleißig in die Runde schweifen und bemühen sich vergeblich, die Schilder zu lesen.

Aber just, als sie in die „Route des Phares“ einbiegen, zeigt sich ihnen inmitten eines Gehölzes vom Winde arg zerzauster Bäume ein kleines, mit Schieferplatten gepanzertes Häuschen. Auf dem Schilde über der Hausthür erblickte man eine sauberlich gemalte Schüssel mit Krabben, die zwei Trinkkannen flankiren.

„Wollen wir hier einkehren?“ fragte der Älteste, auf das Wirthshauschild zeigend.

Sie werfen einen raschen, prüfenden Blick auf den Hof und die Laubengänge mit dem dichten Hollundergebüsch, in dessen Schatten ein Volk gackernder Hühner scharrend nach Nahrung sucht. Auf den Tischen schimmern hier und da kleine Wasserpflüzen, die der letzte Regen zurückgelassen. Das ländliche Bild, das sich ihnen hier bietet, zieht die Auswanderer unwillkürlich an und ermutigt sie, mit langsamen, zögernden Schritten den Hof zu betreten. In der Mitte angelangt, bleiben sie verlegen stehen und warten geduldig, bis die Wirthin ihrer ansichtig wird.

„Erst zeigt mal Euer Geld, dann sollt Ihr auch haben, was Euer Herz verlangt,“ läßt sich die Frau vernehmen, die die Ankömmlinge mit mißtrauischen Blicken mustert und die erst gemüthlicher wird, als sie in den Händen der Leute ein Silberstück bemerkt. Nein, auf's Geld soll es ihnen gewiß nicht ankommen! Aber sie wollen auch was für ihr Geld, vor allen Dingen Wein.

„Und Cognac auch!“

Angesichts dieses üppigen Zechgelages verklärt das runzelige Gesicht des alten Franz ein vergnügliches Schmunzeln. Der Alkohol giebt ihm neuen, jugendfrischen Muth, er steigt ihm zu Kopfe und läßt seine Augen lustig blinzeln. Das Sinn des Greises ist in wackelnde Bewegung gerathen, und seine Blicke haften mit dem Ausdruck weinlicher Nührung auf den Gesichtern seiner Lieben.

Es war doch wirklich ein verteufteltes geschiedter Gedanke, der Heimath den Rücken zu kehren . . . hier läßt's sich, weiß Gott, besser leben als in dem armeligen Dorfe . . . Und wie zuvorkommend die Söhne zu ihrem Vater sind . . . Zumal Karl, der Älteste, der der verstorbenen Mutter so ähnlich ist . . . Er wird nicht müde, das Glas des alten Franz immer wieder frisch zu füllen . . . Es ist doch ein rechter Segen für einen Vater, sein Leben im Kreise solch' gut gerathener Kinder zu beschließen.

Während Karl mit der Wirthin abrechnet, sitzt der Alte, still vor sich hin lächelnd, vor dem mit einem Muschelaussatz geschmückten Tisch. Er hat einen Teufelsdurst und möchte für sein Leben gern noch ein kleines Glas Cognac genehmigen.

„Nur noch ein ganz kleines Glas, Karl, um auf gutes Reisegluck zu trinken!“

Wie doch die Freude den Menschen verändert und für Genüsse empfänglich macht! Der alte Franz hat noch nie einen Schluck getrunken, der ihm so über die Nafen gemundet hätte wie dieses Glas. Er schlürft es in kleinen Zügen und läßt den letzten Schluck zwischen den aufgeblähten Waden hin und her laufen, ehe er ihn gluckend durch die Kehle hinabbefördert.

Und jetzt einen kleinen Spaziergang zur Beförderung der Verdauung. Zunächst geht's zum menschenleeren Strande hinunter, an dem sich die Wellen leise plätschernd brechen. Die Kinder, die sich damit vergnügen, Kieselsteine in die See zu werfen, möchten am liebsten hier bleiben, aber die Eltern haben Anderes im Sinne, sie wollen die Höhe des Gestades hinaufsteigen bis zu der kleinen Kapelle, von der man nur die beiden schlanken Thürmspitzen sieht, die sich in das weiße Himmelsgewölke einbohren wie zwei Nadeln in ein weiches Garnknäuel.

„Das Steigen ist für Euch zu beschwerlich, Vater. Ihr könntet ja unten bleiben und hier auf uns warten . . .“

„Freilich, Karl, wie Du willst!“

„Ja, und da fällt mir auch ein, wir können Euch doch nicht mit dem vielen Gelde hier so mütterseelenallein lassen. Ich will die Tasche einstweilen an mich nehmen, bis wir wieder zurückkommen.“

Der Alte wirft einen zärtlichen Blick auf die Tasche, die ihm zur Seite bannelt. Einen Augenblick schwankt er. Es kostete seiner Eigenliebe keinen geringen Kampf, sich von dem Gelde zu trennen, das er sich vorgenommen hatte, nicht einen Augenblick aus den Händen zu lassen. Aber Karl hält schon die Hand bereit, und einem so braven Sohn kann er im Grunde doch die Sache nicht gut abschlagen.

„Da nimm, mein Junge, aber gieb gut Acht und bleib' nicht so lange weg.“

Der Alte sieht den Davongehenden, die den schmalen Pfad des Felsgestades emporzuklimmen, lange nach. Als sie jenseits der Anhöhe verschwunden sind, wendet er die Augen dem Meere zu.

Der dunkelgrüne, von weißen Schaumkämmen gekrönte Wasserspiegel scheint in den Himmel hineinzuwachsen. Der Greis kneift die Augen zusammen und mustert aufmerksam den Horizont.

Umspielt von den glühenden Wellen eines im Sonnenlicht stimmernden Meeres schläft dort hinten das Märchenland seiner Sehnsucht. Er hat in den langen Monaten das geheimnißvolle Zauberwort Brasilien so oft aussprechen hören, daß sich in seinem altersschwachen Gehirn die Vorstellung eines ganz eigenen Wunderlandes gebildet hat, das er aus dem Schatze seiner Jugenderinnerungen mit all' den seltsamen Dingen austastet, von denen die Reisebücher erzählen. Da giebt es fabelhafte Vögel, Wälder, die über Nacht in die Höhe schießen, Neger, deren zuckende Glieder sich unter den Peitschenhieben winden, und Goldadern, die in blitzenden Schnüren aus dem Boden hervorleuchten.

Zu Füßen des Alten singen die Bogen ihr eintöniges Lied. Alle Farben, alle Töne schwimmen verworren ineinander. Der Alte gleitet schlafmüde auf das Kieselager des Strandes und schließt die Augen . . .

Das fröstelnde Gefühl, das seine Glieder durchläuft, läßt den Schläfer plötzlich auffahren und munter werden. Ein Mann steht neben ihm und berührt ihn unsanft mit der Stiefelspitze.

„Was machen Sie denn hier? Die Fluth, die jeden Augenblick kommen muß, wird Ihnen die Beine naß machen.“

Der alte Franz reißt sich schlaftrunken die Augen und giebt durch Zeichen zu erkennen, daß er kein Wort versteht. In den Blicken, die ängstlich nach allen Seiten ausschpähen, malt sich der Ausdruck grenzenlosen Schreckens. Er sieht weder Karl, noch den anderen Sohn, noch die Tochter, den Schwiegerjohn oder die Kinder. Die steile Klippe, hinter der sie verschwunden sind, verhüllen jetzt wallende Nebelmassen, auch auf das Meer senken sich dunkle Nebelschleier herab, die die dahinziehenden Schiffe nur noch in gespenstischen Umrissen erkennen lassen. Dem alten Manne ist so sterbensweh zu Muth, daß sich seine wasserblauen Augen mit Thränen füllen, die langsam auf die runzeligen Waden herabtropfen. Er hat nicht die Kraft aufzusehen, am liebsten würde er hier liegen bleiben, aber der Zoll-

beante, der ihn von ferne bemerkte, hat Eile, nach der Stadt zurückzukehren. Er packt den Alten unter den Armen und nötigt ihn aufzustehen.

„Ja, das geht nicht. Hier können Sie eben nicht bleiben. Kommen Sie nur lieber mit mir!“

Der Greis ist vollständig fassungslos und läßt Alles mit sich geschehen. Mein Gott, was sollen denn aber die Kinder denken, wenn sie zurückkommen und den Großvater nicht mehr vorfinden! Er weint still vor sich hin, während er am Arm des Zollbeamten schwerfällig dahinstolpert. So marschieren die Beiden über der Dünenand, steigen die Holztreppe hinauf und verlieren sich in einer volkreichen Vorstadtstraße, in deren Läden hier und da eine Gasflamme aufblitzt. Die Bewegung hat die Geisteskräfte des Alten wieder etwas lebendig werden lassen, er bemüht sich, über seine Lage klar zu werden, und bei die'er Denkarbeit fällt ihm auch der Name wieder ein, den er wohl tausendmal hat ausgesprochen hören.

Er packt den Zollbeamten am Arm, sieht ihm

mit gespannter Aufmerksamkeit in die Augen und stottert: „Germania?“

„Was soll's damit? Meinen Sie den Hamburger Dampfer?“ — „Ja!“

„Sind Sie etwa Passagier des Schiffes?“

„Ja!“

„Na, lieber Freund, da werden Sie wohl das Nachsehen haben. Der Dampfer schwimmt bereits wieder. Der ist schon lange weg.“

Der ausgestreckte Arm des Zollbeamten weist dabei auf das Meer. Der alte Mann sperrt Mund und Augen unnatürlich auf und glockt nach der Richtung, die ihm sein Führer zeigt. „Weg!“

Er hat das französische Wort nie gehört, aber er versteht den Sinn gleichwohl und zu gut. Er versteht vor allen Dingen die verhängnißvolle Bedeutung der Hand, die da auf den tiefschwarzen Wasserpiegel der See hinweist. Umsonst bemühen sich die zudenden Lippen des Greises, einen Laut hervorzustammeln, die Beine versagen zitternd den Dienst, er sinkt kraftlos zu Boden . . .

Vor der Apotheke „Zu den vier Wegen“ steht Kopf an Kopf eine Menge gaffender Menschen, die das Pferdebahngelände besetzt hatten und die Wagen am Weiterfahren hindern. Ueber die Köpfe der Leute hinweg erblickt man im Apothekerladen die Dienstmütze des Zollbeamten.

„Was ist denn los? Was ist denn los?“ fragt man von allen Seiten.

Ein schöner Mann, der in der vordersten Reihe der Zuschauer Posto gefaßt hat, wendet darauffhin sein edles, raffineschtes Patriotengesicht mit den begeisterten glänzenden Augen und dem kühn aufgedrehten Schnurrbart der Menge zu und giebt mit volltönender, fettiger Stimme die gewünschte Aufklärung.

„Was soll's denn groß sein? Wieder so ein deutscher Saufbold, den man toll und voll im Minustein aufgelesen hat.“

Aus den Worten, die wie eine Fluth Schmutzwasser auf das Trottoir sprigen, spricht die ganze sittliche Entrüstung und der selbstherrliche Nationaldünkel des untadeligen Hurratrioten. —

Feuilleton.

Genug der Qualen.*

Ich ging mit dir durch alles Elends Tiefen,
Geknechtet Volk, durch einen Pfuhl der Schmach;
Die Stimmen hör' ich, die nach Freiheit riefen,
Und meine Seele hallte zitternd nach.

Ich schlief mit dir in deiner Armuth Hütten,
In die kein Mondlicht mild verklärend scheint,
All' deinen Jammer hab' ich durchgelitten,
All' deine Thränen hab' ich mitgeweint!

Ich frohn! wie du dem Sausen der Maschine
Im grauen Tagewerk voll Staub und Dunst;
Mit deinen Töchtern ging ich, daß ich diene, —
Am trocknen Brod verkauft' ich Geist und Gunt!
Ich ballt' die Faust — und doch: das Joch zu tragen
Beugt' ich die Stirne vor des Schicksals Kluch —
Und deine Nöhne hör' ich knirschend schlagen
Und knirsch! mit dir ein trohiges: „Genug!“

Genug des Knechtthums und genug der Qualen!
Der Gott des Dorns — den deine Sehnsucht träumt,
Geht durch die Welt. — Und wenn aus seinen Schalen
Der erste Tropfen brausend überschäumt,
Dann weh dem Böhen, der auf eh'nen Achsen
Das Feld verstampft, von deinem Schweiß bekräuf:
Aus deinen Thränen wird die Sturmsulz wachsen,
Die seine gold'ne Herrlichkeit erkauf!

Dann aus den Himmeln fällt der Wahrheit Feuer
In deine Nacht, das einst Prometheus Raht —
An ihrem Brand entzündet sich ein neuer:
Der Welterlösung leuchtend Flammennal!
Lichttrunken will ich dann die Arme heben
Und jauchzen in den glühen Glanz hinein —
Und wenn des Liedes Gabe mir gegeben,
Laß mich die Stimme deiner Freiheit sein! —

Clara Müller.

Waschtag. In aller Früh' hat die Mutter die Kinder aus dem Bett geholt und angeliebet. Heut' hätte sie keine Zeit für sie, sagte sie ihnen, als sie nicht aus den Federn herauswollten, heut' sollten sie ihr ja nicht alle Augenblicke kommen und sie hören. Und ehe die Drei es noch recht verstanden, waren sie schon fertig und sich selbst überlassen. Dann hatte die Mutter losgewirthschaftet, ein Waschfaß auf den niedrigen Schemel gesetzt, Wasser heiß gemacht, die Kleider hoch geschürzt und nun wusch sie, unablässig, kaum ein Blick fiel, so schien es, auf die Kinder. Die waren zuerst zwar sehr ungnädig, aber es war schließlich nichts zu machen, an die Mutter war nicht heranzukommen. „Artig“ sollten sie auch noch sein, hatte sie im Gegentheil von ihnen verlangt — es war heut' sehr ungemüthlich. So tollten sie denn auch nicht wie sonst herum und ließen kein Stück bei dem anderen, sondern sauernten sich still an die Wand und sahen der Mutter zu. Lange hielt diese gedrückte Stimmung natürlich nicht bei ihnen vor; bald

stieß der Karl die Lene, bald die Lene den Karl an, und die kleine Lotte flitterte der Lene auf den Schooß, legte sich recht bequem auf den Rücken und strampelte, daß die Schuhe nur so durch die Stube flogen. Eine drollige Gruppe die Drei: Lotte schaut verächtlich lächelnd zur Mutter, ob sie noch immer kein Einsehen haben will, die Lene fühlt sich ganz als Mutter, die ihr Baby auf dem Schooß hat, das gehätselt und sorglich gehalten sein will, und der Karl sieht „ehrpuffelich“ zu. Die Mutter hat längst diese Gruppe bemerkt, aber sie darf ihrem Herzen nicht nachgeben, muß immerfort arbeiten, nur über ihr Gesicht huscht das stille Lächeln der glücklichen Mutter. — Unser Bild ist von einem französischen Schnitt genommen. —

Kindermund.

„Ja, ja, das ist richtig; das sagte mir auch schon der Herr, bei dem ich früher Stunden hatte.“ — „Aber Junge, glaubst Du, ich werde Dir etwas Falsches beibringen?“ — „O nein, Herr Lehrer,“ versichert der kleine Benno treuherzig, „ich sagte ja auch, daß es richtig ist.“

Meta und Bernhard spielen viel miteinander. Dieser ist älter als jene und wird bereits unterrichtet. Einmal will er nun seine Gefährtin darüber belehren, was man unter einer Quelle versteht. Er tritt zu diesem Zwecke an einen hoch aufgeschichteten Sandhaufen heran und gießt Wasser hinein, das sich natürlich sofort verzieht: „Jetzt kannst Du es selbst sehen,“ erläutert er dabei, „wo das Wasser verschwindet, ist eine Quelle.“

Der Vater erzählt viel von der Neblaus und wird nun von dem aufmerksam zuhörenden kleinen Robert mit der Frage unterbrochen: „Was denkt aber die Neblaus, wenn sie die Menschen sieht?“

Malchen vergleicht ihren kleinen Atlas mit den großen Wandkarten im Schulzimmer und kommt zu dem Schlusse: „Wer sieht das so aus, dort so; was ist nun eigentlich richtig?“

„Papa, was thust Du mit mir, wenn ich in der Schule nicht lernen will?“ fragt der vierjährige Otto. — „Ich prügele Dich tüchtig durch.“ — „Und was thust Du, wenn ich nachher doch nicht lerne?“

Der Hausarzt der Familie hat den Titel „Sanitätsrath“ erhalten. „Wie mag der jetzt aussehen?“ staunt Annchen.

„Stecht die Gasanstalt auch die Sterne an?“ fragt Senta, die weiß, daß die Laternen von jener Anstalt her ihr Licht erhalten.

Aus tiefem Nachdenken fährt Märchen auf: „Was thun eigentlich die Leute in Frankreich?“

Der dreijährige Nalf drückt sein Gewehr mit der freundschaftlichen Absicht los, eine Dame zu erschießen. „Aber Du siehst ja, daß ich nicht tot bin,“ verjagt diese lachend. „Wirst auch schon einmal sterben,“ prophezeit Nalf in ernstestem Tone.

Einem kleinen Jungen ist immer vorgeredet worden, er solle stets sehr bescheiden sein, dann werde er auch

etwas bekommen. Einmal wird die Mutter durch Gäste jedoch derart in Anspruch genommen, daß sie darüber vergißt, ihn zu theilen. „Ich bin bescheiden und bin bescheiden und bekomme doch nichts!“ heult er endlich los.

In einer deutschen Stunde wird die Geschichte vom Dornröschen gelesen. „Hier kommen auch eine recht alte Braut und ein junger Bräutigam zusammen,“ bemerkt eine Schülerin und rechnet vor, daß das am Tage des Einschlafens 15jährige Dornröschen am Hochzeitstage 115 Jahre zählt.

„Hier hat Luther geschlafen,“ sagt auf der Wartburg im „Lutherzimmer“ der Führer und deutet dabei auf das leere Bettgestell. „Nicht einmal Betten hatte der arme Mensch!“ bedauert die jüngste Zuhörerin.

Ein kleines Mädchen, dessen Familienname „Nab“ lautet, wird gefragt: „Wer macht „mian“?“ — „Der Papa,“ antwortet das Kind.

„Was ist das dort eigentlich für ein großer, großer Gürtel?“ fragt, auf den Horizont deutend, ein Mädel.

Die Mutter sucht ihre Scheere. „Mama, ich weiß, wo sie ist,“ spricht das Söhnchen und erzählt dann in aller Gemüthsruhe, daß es die Scheere in den Teich geworfen hat.

„Wenn ich eine ganze, große Terrine voll Kirchschnuppe aufessen könnte, möchte ich nachher schon gerne sterben,“ erklärte Eufriede.

Ein im Getriebe der Großstadt aufgewachsenes Mädchen sieht sich zum ersten Male in die Stille des Landlebens versetzt und staunt nun: „Wo sind hier aber die Menschen?“

Bei einer öffentlichen Prüfung haben die Schülerinnen ihre naturgeschichtlichen Kenntnisse nicht unter den Schöpfel gestellt. Es wurde von der Gans im Allgemeinen und ihren verschiedenen Arten im Besonderen gesprochen, und zuletzt fragt die Lehrerin: „Wer kann mir noch eine Varnennen?“ — „Die hohe Wonne-Gans,“ antwortete ein ausnehmend erleuchteter Schlaupf. Vorher war nämlich gesungen worden:

„Küß' in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz.“

Nach der Vorstellungsweise der kleinen Magda besteht der Krieg in Folgendem: Die Leute müssen in die Stube hineingehen; hierauf werden die Thüren verschlossen, und Niemand darf hinaus.

Zwei kleine Knaben spielen „Superintendent“ und verfahren dabei in folgender Weise: Sie ziehen die Schulter hoch empor, gehen ernst und würdevoll auf und nieder und sagen zu einander: „Herr Bruder.“ e. j.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

* Aus „Mit rothen Kressen“. Großenhain, Baumert & Ronge. 1899.